

Neue Sachbücher

Rote Ampeln gefielen ihm gar nicht

Abrechnung in Saint-Germain-des-Près: So könnte man den Westen betiteln, der seit einem Monat die kleine Welt der Pariser Psychoanalyse in Aufruhr versetzt. Der Streit brach offen angesichts der Feierlichkeiten um den dreißigsten Todestag von Jacques Lacan aus, der in Frankreich medial viel Interesse auf sich zog. In der École Normale Supérieure, wo der Psychoanalytiker in den sechziger Jahren sein berühmtes Seminar abgehalten hatte, wollte man Anfang September zu seinen Ehren zusammenkommen. Auf der Teilnehmerliste standen neben zahlreichen Weggefährten und Schülern auch Lacans Tochter Judith und deren Mann Jacques-Alain Miller, der seit 1973 bei den Éditions du Seuil die schriftliche Fassung der Seminare herausgibt, sowie der Verleger Olivier Bétourné mit seiner Lebensgefährtin Elisabeth Roudinesco, die 1993 die erste und bisher einzige Lacan-Biographie publiziert hat.

Doch bereits vor der Feierstunde kam es zum Eklat: Judith Miller hatte Roudinescos neuen Essay „Lacan, envers et contre tout“ gelesen und war so sehr in Rage geraten, dass sie schließlich der Gedankenlesung fernblieb. Die Behauptung der Biographin, die Familie habe Lacans letzten Wunsch nach einem katholischen Begräbnis schlicht ignoriert, sei etwas, „wofür man früher ein Duell gefordert

Was ist biographische Wahrheit im Zeichen der Psychoanalyse? Dreißig Jahre nach Jacques Lacans Tod streitet man in Paris um den richtigen Zugang zum Meister.



Etwas exzentrisch waren auch seine Anzüge: Jacques Lacan im Jahr 1974 auf einer Veranstaltung der École Freudienne de Paris. Foto Fausto Giaccone

Jacques-Alain Miller: „Lacan, envers et contre tout“. Écrite à l'intention de l'opinion éclairée. Navarin, Paris 2011. 24 S. br., 5,-€.

hätte“, erklärte sie in einem Interview und reichte eine Ehrenbeleidigungsklage gegen Roudinesco und Bétourné ein, während ihr Mann kurzerhand seine jahrzehntelange Zusammenarbeit mit dem Verlagshaus Seuil aufkündigte. Roudinesco ließ dagegen in der Presse verlauten, dass die Familie Miller sich in „deliranten Interpretationen“ ihrer eigenen Schriften ergehe und mit dem Rechtsstreit eine intellektuelle Auseinandersetzung um das Erbe Lacans blockiere.

Im Zentrum des Streits steht ein wohl kaum lösbares Problem, das aus den Besonderheiten der Freudschen Psychoanalyse resultiert. Als ein aus persönlichem, wenn nicht peinlichem Material gewonnenes therapeutisches Verfahren befindet sie sich seit je in einem Spannungsverhältnis zur herkömmlichen Biographik. Seine „Traumdeutung“ entwickelte Freud überwiegend aus einer selektiven Mitteilung und Verarbeitung autobiographischer Elemente, die als eine neue selbstanalytische Methode exemplarisch für seine Leser und Patienten konzipiert war, nicht jedoch als Material für künftige Biographien.

Als der zum Dissidenten mutierte Fritz Wittels 1924 die erste Biographie seines früheren Meisters veröffentlichte, reagierte Freud daher mit der Bemerkung, sein eigener Fall könne nicht

„durchsichtig“ gemacht werden. Und im Hinblick auf ein späteres geplantes biographisches Projekt des Schriftstellers Arnold Zweig wurde er noch grundsätzlicher: „Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhüllung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.“

Während das biographische Spekulieren in der Psychoanalyse freudianischer Couleur in der Folge von Ernest Jones' offizieller Freud-Biographie dennoch zum florierenden Geschäft wurde, richtete sich die Spielart der „Rückkehr zu Freud“, wie sie Lacan in den fünfziger Jahren ausrief, gegen jegliche Biographik. Die Figur des psychoanalytischen Biographen, wie sie sich für Lacan exem-

plarisch in seinem Zeitgenossen Ernest Jones kristallisierte, schwankte stets zwischen Widerstand und Servilität, befand sich somit freudianisch gesprochen im Zustand der Ambivalenz.

In der ersten, noch recht schmalen Lieferung seiner „Vie de Lacan“, von der in nur wenigen Wochen elftausend Exemplare verkauft wurden und die komplett im nächsten Jahr bei Grasset erscheinen wird, knüpft Jacques-Alain Miller an diese anti-biographische Linie an. Auf wenigen Seiten entwickelt der Text konzipiert eine Reihe von Reflexionen, in denen Miller die Funktion des eigenen Erin-

vilegierten Zugangs, wie es das familiäre Modell der Psychoanalyse-Geschichtsschreibung oft suggeriert: „Selbst im Privatleben war er immer derselbe. Es gibt keinen geheimen Lacan, den nur wenige Privilegierte gekannt hätten.“ Lacans notorische Rücksichtslosigkeiten und Beleidigungen gegenüber Schülern oder Kollegen, seine unheilbare Aversion gegen rote Ampeln, seine vielfachen Exzentriertäten gehen für Miller in der Figur des kompromisslosen, nur seinem Begehren folgenden und stets im Widerstand gegen das Gesetz agierenden Menschen auf. Im Einklang mit der Lacanschen psychoanalytischen Ethik und ihrer Theoretisierung ist diese biographische Figur aus einem Stück, doch nicht in einem lehrhaften oder zur Nachahmung empfohlenen Sinn: Sowohl moralisch wie auch psychologisch betrachtet, steht sie als ein anstößiges Rätsel dar.

All dies liest sich wie ein Gegenprogramm zu den Schriften der ungebundenen Biographin. Denn seit je inszeniert sich die in den Medien stark präsente Elisabeth Roudinesco als abtrünnige Schülerin Lacans, die über einen privilegierten Zugang zu dessen Privatsphäre verfügt. So soll „Lacan, envers et contre tout“ mit einer bisher unbekanntem Geschichte aufwarten, die den „geheimen Teil des Lebens und Werks“ des Meisters enthüllt: seine „Kehrseite“, die „Exzesse“, jenen „anderen Lacan“, getrieben von seiner „Manie des Neologismus“. Diese „persönliche Sicht“ auf das „Schicksal des letzten großen Denkers eines intellektuellen Abenteurers“ verrät jedoch mehr über die Biographin selbst als über ihren Gegenstand.

In gequälter Prosa konstruiert Roudinesco einen Lacan, der schon *avant la lettre* politisch korrekt war: einen Kritiker von Rassismus und Nationalismus und auch potentiellen Befürworter gleichgeschlechtlicher Ehen. Wie so oft spricht die Biographin gleichsam in telepathischer Kommunikation mit Lacan, Gedankenübertragung ersetzt die Quellenarbeit. Ihr Exklusivitätsanspruch auf ihren Gegenstand zeigt sich wohl am kuriossten in jenen Passagen, in denen sie sich dem Leser als Führerin durch ein imaginäres Lacan-Museum präsentiert. Obwohl zuweilen ein persönlicher Ton vernehmbar ist, entsteht am Ende doch der Eindruck, die Autorin habe Lacan weder näher gekannt noch eine fundierte Kenntnis von dessen Werk.

Dass der Verdacht, dieses Potpourri von widersprüchlichen Charakterisierungen Lacans sei eilig aus früheren Publikationen der Autorin zusammengeschustert, nicht unbegründet war, zeigte inzwischen Punkt für Punkt Nathalie Jaudel in einer kleinen Broschüre auf („Roudinesco. Plagiare de soi-même suivie de Lacan, Maurras et les juifs“, Éd. Navarin). Möglicherweise hat die mit ihrer medialen Selbstdarstellung vielbeschäftigte Roudinesco bei der Niederschrift den Überblick über ihre Quellen verloren oder nicht mehr genau gewusst, was sie selbst geschrieben hat. Vielleicht ist der unglückliche Satz über Lacans Wunsch nach einem katholischen Begräbnis, den sie nun etwas hilflos eine „Hypothese“ nennt, so entstanden. Die Bewunderer auf ihrer facebook-Seite mögen ihr dies noch durchgehen lassen. Beim demnächst anstehenden Gerichtstermin dürfte es jedoch eng werden. ANDREAS MAYER

nerns auch historisch einzuordnen versucht. Als Orientierung dienen ihm die Kaiserviten Plutarchs, die sich statt an Schlachten oder Heldentaten an scheinbar unbedeutende Details halten, um den Charakter der Protagonisten zu entschlüsseln.

Für die Verknüpfung von Anekdote, Werk und Ethos bedarf es Miller zufolge keiner geheimen Quellen oder eines pri-



Elisabeth Roudinesco: „Lacan, envers et contre tout“.

Éditions du Seuil, Paris 2011. 182 S., br., 15,-€.

Wie kommt der Weinpokal in die islamische Kunst?

Toleranz für verschiedene Wege: Thomas Bauer beschreibt die Spielräume muslimischer Kultur

Islamkritiker, islamische Fundamentalisten und sogar islamische Reformer haben einiges gemeinsam. Deshalb könnten sie alle von diesem Buch profitieren: Die sogenannten Islamkritiker verlegen sich in ihren Argumenten und Beispielen ebenso wie die islamischen Fundamentalisten auf eine Art der Sophisterei. Sie suchen Koranverse und Überlieferungen des Propheten hervor und reißen diese aus dem Kontext. Fundamentalisten benutzen dieses Mittel, um die Autorität des Texts in autoritärer Absicht verwenden zu können. Islamkritiker machen dasselbe, allerdings im Namen von Aufklärung und Progressivität. Nicht einmal Islamreformer handeln anders, denn auch sie geben vor zu wissen, was „der Islam“ sei. Und indem die drei beschriebenen Gruppen zu wissen behaupten, was „der Islam“ ist, essentialisieren sie ihn und reproduzieren das orientalistische Narrativ.

Islamkritiker und Fundamentalisten ignorieren allerdings nicht nur den Kontext, in dem die Texte entstanden sind. Sie ignorieren vor allem die Existenz alternativer Praktiken und Lebensformen. Deshalb ist Thomas Bauers Buch so erhellend. Bauer zeigt, dass früher viele Wahrheiten nebeneinander existierten. Es gab das eine und ebenso das andere: den Weinpokal und das Weinverbot, die Malerei und das Bilderverbot. Die islamische Kultur, so Bauer, zeichnete sich jahrhundertlang durch eine extrem hohe Ambiguitätstoleranz aus. Pluralität war eine Selbstverständlichkeit.

Warum es Ambiguität und Pluralität in Theorie und Praxis in der islamischen Welt jahrhundertlang geben konnte, hat mehrere Gründe. Einer ist, dass die im Westen oft formulierte Aussage, es

gebe im Islam keine Trennung von religiöser und weltlicher Sphäre, von der Praxis widerlegt wird. Abgesehen davon, dass wohl kaum eine Aussage darüber möglich ist, was „der Islam“ eigentlich sei, denn dazu gibt es viel zu viele Erscheinungsformen des Islams, ist falsch daran die Grundannahme: „Der Islam“ hat in Geschichte und Gegenwart islamischer Gesellschaften keineswegs alle Lebensbereiche durchdrungen. Wesentliche Bereiche – beispielsweise Medizin und sogar das Recht und die Herrschaft, die weltlich organisiert waren – sind in der Geschichte keineswegs vom Islam geprägt oder gar dominiert worden.

Dennoch spricht man im Westen bis heute von islamischer Medizin oder von islamischer Philosophie. Ärzte in der islamischen Welt schwören seit Jahrhunderten den Eid des Hippokrates und nicht auf den Koran, und eine spezifische Heilungslehre leiteten Ärzte muslimischen Glaubens aus dem Koran auch nicht ab. Die Philosophie des Rhazes (gest. 925) wird zwar im Seminar für Orientalistik unter dem Label islamische Philosophie studiert, doch ist sie nicht islamischer, als sagen wir die Philosophie Kants christlich ist. Sie wurde lediglich von einem Manne verfasst, der in einem Teil der Welt lebte, der mehrheitlich von Muslimen bewohnt

war. Aber um zu verstehen, worauf sich seine Philosophie bezieht, ist es wichtiger, Aristoteles zu lesen als den Koran.

Bauers Buch enthält eine Fülle solcher Beispiele. Ein weiteres: Islamisiert wurde auch die Kunst. Jedweder Kultur- oder Gebrauchsgegenstand aus dem Teil der Welt, in dem mehrheitlich Muslime leben, wird heute im Westen in einem Museum für islamische Kunst dargeboten. Ein Großteil dieser Objekte stammt aber aus dem weltlichen Leben. Dennoch firmiert die Schale mit figürlichen Darstellungen ebenso wie der Weinpokal als islamische Kunst. Noch merkwürdiger ist: Wenn im Islam tatsächlich immer alle Bereiche so sehr von der Religion durchdrungen waren, wie kommen wir dann zu all diesen Gefäßen mit Abbildungen oder zu den Bildern im Isfahaner Herrscherpalast Ali Qapu oder den Weinpokalen und den Lobgedichten auf den Wein? Besteht nicht im Islam ein Bilder- und vor allem ein Alkoholverbot?

Man macht es sich zu leicht, all diese Beispiele als bloße Abweichung von der Norm abzutun und sie als marginal hinzustellen. Vielleicht, so Bauers These, war eher das die Norm, was wir als Abweichung klassifizieren, nämlich der Pluralismus, und eine allgemein akzeptierte und überall gelebte Norm gab es gar nicht. KATAJUN AMIRPUR



Thomas Bauer: „Die Kultur der Ambiguität“. Eine andere Geschichte des Islams.

Verlag der Weltreligionen, Berlin 2011. 463 S., geb., 32,90 €.



FRANK PERGANDE, Politikredakteur dieser Zeitung, hat ein Buch über Friedrich den Großen geschrieben. Darin beantwortet er 50 Fragen über den Preußenkönig, allen voran die, ob Friedrich wirklich groß war. Er geht aber auch der Frage nach, ob Friedrich, wie von ihm selbst behauptet, nur in Rheinsberg glücklich gewesen ist, ob er als Philosoph taugte, weshalb er Goethe so nieder machte und ob es stimmt, dass er preußisch-sparsam oder gar geizig war. Pergande widmet sich dem wenig bekannten Staatsvertrag, den Friedrich mit Amerika hatte aushandeln lassen. Er zeichnet die lange Reise von Friedrichs Sarg nach. Anlass für das Buch ist der 300. Geburtstag des Königs am 24. Januar. Geboren wurde Friedrich übrigens an einem Ort, den es nicht mehr gibt, über den dennoch viel diskutiert wird: im Berliner Stadtschloss. (Frank Pergande: „Die 50 wichtigsten Fragen: Friedrich der Große“, Bucher-Verlag, München 2011, 142 S., geb., 17,95 €.) F.A.Z.

Briefe an die Herausgeber

Fanatisch, kompromisslos, unbelehrbar

Ihre Berichterstattung zum Fall Julija Timoschenko weckt bei mir Bedenken und Widerspruch (F.A.Z. vom 10. Oktober).

Sie betonen ständig Frau Timoschenkos angebliche Westorientierung. Das kann sich ja wohl nur auf ihre Garderobe beziehen. Ansonsten ist die „Gasprinzessin“ die alte entflammte Komsomolzin geblieben: fanatisch, kompromisslos und unbelehrbar.

Ihre Wandlung nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist wie bei allen sogenannten Oligarchen ohne kriminelle Machenschaften undenkbar.

Durch die von den Vereinigten Staaten finanzierte und teilweise organisierte „orange Revolution“ ist Julija Timoschenko im Westen zur „demokratischen Ikone“ hochstilisiert worden, in Wirklichkeit hat sie durch ihre hemmungslose Egomane das Ansehen der Demokratie

in der Ukraine ruiniert und das Land wegen der Randalie im Parlament der Lächerlichkeit preisgegeben. Allein dafür müsste sie bestraft werden.

Ihr Regierungshandeln hat die Ukraine ins Chaos gestürzt, so dass die Wähler nun lieber mit einem autoritär ausgerichteten Janukowitsch vorliebnehmen. Wir sollten uns um diese Frau wirklich keine Sorgen machen.

Während der monatliche Durchschnittslohn der ukrainischen Arbeiter und einfachen Angestellten zwischen zweihundert und dreihundert Euro liegt, hat sich die heilige Julija ausreichend mit Staatsgeld versorgt, ihrer Tochter ein florierendes Unternehmen eingerichtet und dann vor Gericht die Rolle einer heroischen Furie gespielt.

ALFRED PREISNER, FRANKFURT AM MAIN

Bhutan war nie eine Kolonie

Zum Artikel „Eine Königin fürs Donnerdrachenland“ (F.A.Z. vom 13. Oktober): Bhutan war nie britische Kolonie oder Kolonie einer anderen Macht. 1910 hat der erste König (seit 1907) den Staatsvertrag von Punakha mit Britisch-Indien abgeschlossen. Darin wurde Bhutans Souveränität anerkannt, aber insofern eingeschränkt, als fortan seine Außen- und Sicherheitsbeziehungen durch Britisch-Indien wahrgenommen wurden. 1949 wurde dieser Vertrag mit dem unabhängigen Indien erneuert, was praktisch eine unerwartete, grundsätzliche Anerkennung seiner Souveränität bedeutete. 2006 wurde dieser Vertrag modifiziert und brachte auch formal die gänzlich uneingeschränkte Souveränität Bhutans.

Die vorbehaltlose Darstellung, der zweite Drachenkönig hätte den Vorfahren der vier Königinnen des vierten Dra-

chenkönigs ermorden lassen, ist historisch zumindest umstritten. Sie gibt lediglich Gerüchte aus der Zeit der unbestrittenen Ermordung des Shabdrung wider. Ein auch nur annähernd stichhaltiger Beweis der Verwicklung des zweiten Königs ist nie erbracht worden.

Die Behauptung, Polygamie sei in Bhutan strikt verboten, ist so nicht richtig. Insofern musste sich auch der vierte Drachenkönig für seine Heirat mit vier Schwestern nicht über ein Gesetz stellen. Polygamie war seit eh und je üblich, aber eher selten. Polyandrie hingegen war bis in die jüngere Vergangenheit relativ weit verbreitet: stets in der Weise, dass aus sehr praktischen Gründen eine Frau, zumeist die Erbin eines Bauernhofes, mehrere Brüder heiratete.

HARALD N. NESTROY, BOTSCHAFTER A.D., MOOSBURG A. D. ISAR

Welche Einheit will die ökumenische Bewegung?

In dem Bericht über die Begegnung des Papstes mit Vertretern der evangelischen Kirche am 23. September in Erfurt hat die F.A.Z. treffend den Satz des Papstes hervorgehoben: „Der Glaube ist nicht etwas, was wir ausdenken oder aushandeln.“ Dieses Wort scheint die ökumenische Bewegung ins Mark zu treffen. Wie anders könnte die Spaltung der Christenheit überwunden werden als durch Ausdenken oder Aushandeln?

Die Erfahrung der katholischen Kirche lehrt freilich, dass kirchliche Entscheidungen in Glaubensfragen meist zu neuen Glaubensspaltungen führen. Die Entstehung der Traditionalisten nach dem Zweiten Vatikanum ist das jüngste

Beispiel. Der Gläubige, der eine religiöse Lehre oder einen Brauch tief verinnerlicht hat, hat es in der Tat schwer, Änderungen der Lehre anzunehmen. Eigentlich hat er es auch nicht nötig.

Das Religionssystem ist das einzige bedeutende gesellschaftliche Subsystem, dem sich der Einzelne heute fast kostenlos entziehen kann. Man muss die päpstliche Aussage daher als wahr bezeichnen. Ist sie aber wahr, so zwingt sie, darüber nachzudenken, welche Einheit die ökumenische Bewegung anstrebt und wie sie sich der Glaube der Gläubigen zu dieser Einheit verhält.

PROFESSOR DR. GERD ROELLECKE, KARLSRUHE

Gefährliche Unaufrichtigkeiten zur Energiewende

Zum Beitrag „Merksels Energiekonzept schadet der Industrie“ (F.A.Z.-Wirtschaftsteil vom 11. Oktober): Dem „Standpunkt“ von Dieter Ameling kann ich nur zustimmen. Es ist erschreckend zu sehen mit welcher Panik unsere Regierung reagiert. Noch erschreckender ist aber, dass der Wohlstand eines der führenden Industrieländer ohne Konzept droht ruiniert zu werden. Wie ist es möglich, dass es noch keine Gesamtrechnung über den notwendigen Investitionsaufwand zur und die laufenden Energiekosten nach der Energiewende gibt? Die Antwort der Politik darauf ist erhellend: „Wir wissen es noch nicht.“ Richtiger muss die Antwort wohl heißen: „Wir wollen es nicht wissen.“ Die Nichtbeantwortung dieser Frage ist an Verantwortungslosigkeit nicht zu überbieten.

Würde diese Frage aufrichtig beantwortet, ergäben sich nachhaltige Mehraufwendungen, die mit Sicherheit für die gesamte deutsche Volkswirtschaft bei mehr als hundert Milliarden Euro im Jahr liegen werden.

Es ist daher zu fordern, dass alle Informationen über die Kosten der Energiewende auf den Tisch kommen. Die Argumentation mit den durch die Energiewende geschaffenen Arbeitsplätzen ist an Unaufrichtigkeit kaum zu überbieten. Durch Subventionen geschaffene und erhaltene Arbeitsplätze führen immer zur Absenkung und Vernichtung von Volkvermögen und letztlich zum Untergang der subventionierten Industrien. Beispiele hierfür gibt es doch genug.

ALBRECHT C. MÜLLER, MEERBUSCH

Das Schulfernsehen wieder einführen

Zur Zuschrift „Der Vorwurf der Verflachung im Ersten ist absurd“ (F.A.Z. vom 22. September): Die Stellungnahme von Volker Herres zum Vorwurf der Verflachung im ersten Programm hat mich nicht überzeugt. Nur zwei Punkte möchte ich ansprechen: In vielen Talkrunden werden die von den Moderatoren und Redakteuren allgemeinverständlich aufbereiteten komplexen Sachverhalte leider zerredet. Oft sind die Moderatoren nicht in der Lage, auf eine sachliche Debatte hinzuwirken. Fragen bleiben unbeantwortet, es wird kreuz und quer geredet, die Teilnehmer fallen sich ins Wort, dazu klatscht das Publikum auf Kommando, besonders dann, wenn ein Redner seinen

Beitrag laut, unbeferrscht und polemisch vorgetragen hat. All dies lässt vermuten, dass die Moderatoren ihr Handwerk nicht gelernt haben oder eine sachliche Debatte gar nicht gewollt ist.

Herres meint, um den Fußball im Ersten zu ersetzen, reiche seine Vorstellungskraft nicht aus. Das ist schade, denn mangelhafte Vorstellungskraft beeinflusst die Kreativität und damit auch die Qualität einer Programmgestaltung. Da nicht nur das Fernsehprogramm verflacht, sondern auch die Schulbildung unserer Schüler, könnte man anstatt Fußball zu übertragen, zum Beispiel das Schulfernsehen wieder einführen.

ARNO HARTUNG, FRANKFURT AM MAIN

Levantinische Wälder, auch bei uns

Danke für den instruktiven Artikel von Martin Groppe über den „Wald der Zukunft“ (F.A.Z. vom 10. Oktober). Die dort genannten für den Klimawandel geeigneten wärme- und trockenheitstoleranten Baumarten aus den Gebirgen des östlichen Mittelmeerraums haben wir hier bei Trier im Südhang auf Buntsandstein bereits seit 25 Jahren mit Erfolg angepflanzt – sämtlich von dort als Sämlinge oder Samen mitgebracht.

Das in dem Artikel zur Erprobung vorgestellte Spektrum der Arten sollte aber für das Projekt unbedingt noch erweitert werden: Neben Orientbuche aus Nordwestanatolien und Libanonzeder aus dem Taurus gedeihen bei uns besonders gut: Baumhasel (Corylus sorbana), Troia-Eiche (Quercus trojana), Libanon-Eiche (Quercus libani), Baumwächolder (Juniperus foetidissima), der bereits in der Antike das

wertvollste Holz lieferte, Manna-Esche (Fraxinus ornus), Schmalblättrige Esche (F. angustifolia) und vor allem Abies equitrojani, die in Lagen über 1000 Meter ausschließlich im Idagebirge südöstlich von Troia heimisch ist (heute Kaz Dagi, dort bereits von Homer im 8. Jahrhundert und von Theophrast im 4. Jahrhundert vor Christus beschrieben).

Vor einseitiger Förderung der Schwarzkiefer hingegen warnen die Dendrologen: Ihre großflächig angelegten Forste in höheren Lagen der Türkei (auch in den Kalkgebieten Südfrankreichs) haben durch Verarmung der Krautschicht sowie durch Unterdrückung heimischer Laubgehölze (besonders der Eichen wie Quercus pubescens, Q. cerris, Q. frainetto und Q. infectoria), aber auch durch Erhöhung der Brandgefahr einiges Unheil angerichtet.

DR. BERNHARD HERZHOFF, KORDEL